Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 22 (1918)

Artikel: Volkskundliches bei den Schweizer Soldaten

Autor: Stingelin, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575667

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"guten Morgen mein lieber Herr Freüdweiler*)!

Heute Früh wollte ich mahlen, als mein verdamter Hüner Hund ein Theil meiner Farben auf den Boden verteüf=lete! jet weis ich keine Farben zu bekom=men, das Weise, der gelbe Ocre, der Jinober, u. die Köllnische Erden sind au Diable.

nun weis ich wohl das niemand von den Herren Maaleren geribene Waßer Farben haben.

u. daß das Heilige Wynacht Fest alle mögliche Boutique beschloken hat.

ich habe zwar vor 3. Wochen in dem Don Tagblatt **) gelesen daß ben jemandem schöne geribene Farben zu kauffen sepen aber des verdamten Reibers Namen erinere ich mich nicht. nun weis ich gar wohl daß der krumme Müller*) zu allen Zeiten schöne in Muschel abgeschütete Farben verkaufte. Da ich aber nicht weis wo der krumme Ingenieur wohnt, u. wir bende nicht zu wohl mit einander stehen, so bithe ich Sie auf das freundschaftlichste jeman von Ihren Leuthen dahin zu schilten, und ein von jeder Sorte oben erwehnter Farben ein halb Dohenth Muschel beschiken zu laßen.

Da ich von den Gesinnungen des Herrn Ingenieur überzeugt bin, so zweisle ich nicht eine Losung so klein sie ist, wird das Gewißen desselben nicht so stark beschwehren.

> Adiou — Ihr ganz ergebenster Maaler Landolt ohne Farben"

*) Johannes Müller, Ingenieur, Mathematiker, Kaslenbermacher und Wachtschreiber, 1733—1815.

Volkskundliches bei den Schweizer Soldaten.

(Fortfetung).

Aehnlich verhält es sich mit dem Grußzwang. Da muß der Soldat einen ihm wildfremden Menschen grüßen, weil dieser zufällig am Kleide einige andere Zeichen trägt als er selber. Er grüßt eigentlich ein Kleid und nicht einen Men= schen. Der Vergleich mit Geklers Hut in Altdorf liegt ziemlich nahe. Noch schlim= mer ist es, wenn in dem Kleid ein Mann steckt, der des Untergebenen Achtung nicht besikt, der vielleicht von ihm verachtet oder sogar gehaßt wird. Aber auch dem be= kannten und geachteten Vorgesetzten ge= genüber ist das erzwungene Grüßen etwas Undemokratisches und wird von fein= fühligen Menschen beidseitig als Unauf= richtigkeit und Heuchelei empfunden. Wie oft drückt man sich da um eine Hausecke oder in eine Wirtschaft, um dem Zwang auszuweichen! Es wäre lehrreich, fest= zustellen, wie oft schon seit dem 3. Au= gust 1914 in den Befehlen der verschie= densten Rommandostellen auf mangel= haftes Grüßen hingewiesen wurde, mei= stens mit Strafandrohung, wie oft den Unteroffizieren gegenüber der Gruß ge= fordert wurde und wie viele Strafen

wegen unterlassenen Grußes ausgesprochen wurden.

Letthin beobachtete ich vor dem Hauptausgang des Bahnhofes zwei Soledaten im Gespräch. Bald mußten sie nach links, bald nach rechts das Mannli machen, jett vor einem Hauptmann, dann vor einem Oberst, dann vor einem Leutnant und einer Dame. Nach fünf Minuten wurde es ihnen zu dumm. "Du, mier wei da furt, das isch e verfluecht zügige Egge!" meinte der eine, und sie wanderten hineüber in den Schweizerhof. Bedauernd schaute ich ihnen nach; denn dort gerieten sie wahrscheinlich vom Regen in die Trause.

Auf andere Weise behandelte den Zwang jenes Trüpplein Urlauber, das mit geschultertem Gewehr durch die Lausben unserer guten Stadt marschierte, gestreu dem Befehle des Divisionärs, das Gewehr dürfe nicht mehr angehängt, sonsdern nur geschultert getragen werden. Bei diesem Urlaubermarsch ging, wohl infolge einiger Nachhilfe, eine große, elektrische Lampe in Scherben. Daraufshin erfolgte prompt die Verfügung, der

^{*)} Heinrich Freudweiler, Zürcher Genremaler, 1755 bis 1795. Der Brief stammt also aus der Zeit zwischen 1786, dem letzten Amtsjahr Landolts in Greisensee, und 1795, dem Todesjahr Freudweilers.

^{**)} Donnerstagsblatt, zürcherische Wochenzeitung, die 1730—80 als Donnerstags-Rachrichten, 1781—1890 als Donnerstagsblatt und 1800—42 als Zürcherisches Wochensblatt erschien.

Gewehrschulterbefehl gelte für die Urlauber nicht. Wenn dies Geschichtchen nicht wahr ist, so ist es wenigstens gut erfunden.

Jenem andern Soldaten, den ein Ramerad von mir beobachtete, war da= gegen der Gehorsam in den kleinsten Din= gen wohl in Fleisch und Blut überge= gangen. Damit im Dienst keiner in Bersuchung kommt, jemals das Gewehr an= zuhängen, muß der Tragriemen ganz kurz geschnallt werden. Wer in den Urlaub geht, verlängert ihn vorher auf das ge= wöhnliche Maß. Ein solcher Urlauber kehrte letter Tage auf die Hauptwache in Bern zurück. Rurz grüßte er seine Rame= raden und machte sich dann sofort daran, sein Gewehr wieder in den schulterfähigen Zustand zu versetzen. Erst als das in Ord= nung war, legte er seinen Tornister ab und machte es sich gemütlich. Ich muß ihm das Lob eines Mustersoldaten spenden, obschon ich vermute, er habe in stillem Born ein wenig demonstriert.

Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, wie sich der Soldat dem Zwange zu entziehen sucht und wie ihm auch häufig der aus dem Volksleben mitzgebrachte Humor dabei hilft.

Die folgenden drei Abschnitte, in denen von Kriegsprophezeiungen und Zaubermitteln und sormeln, von Nahrung, Kleidung und Körperpflege, von Sprache und Gesang die Rede ist, werden immer wieder den Schweizersoldaten als Angehörigen eines demokratischen Volkes erscheinen lassen, sodaß sie eigentlich auch in den Dienst des ersten Abschnittes treten. Ich möchte diesen nicht abschließen, ohne mit einigen Sähen sozusagen den Extrakt noch darzustellen:

Heer und Demokratie sind in ihren psychologischen Grundlagen Gegen= sähe. Zur Verteidigung unserer De= mokratie haben wir aber das Heer nötig — leider noch nötig.

Ein brauchbares Heer kann, äußerlich betrachtet, nicht demokratisch sein, weil auf der einen Seite der Wille des Führers und auf der andern der unbedingte Gehorsam des Untergebenen stehen muß. Gegen den Zwang zum unbedingten Gehorsam sträubt sich das demokratische Gefühl. Im demokratischen Heer muß also an die Stelle des Zwangs die Selbst-

disziplin treten. Diese muß sich stügen können auf einfelsenfestes Vertrauen zum Vorgesetzen. Dann erwächst daraus der unbedingte Gehorsam, der zuverslässiger ist als der blinde, gedankenlose und würdig nicht nur eines demokratischen Seeres, sondern auch eines demokratischen Volkes.

Und zum Schlusse seien als Folgerungen und zum Nachdenken fünf Probleme aufgestellt: 1. Ist der Zwang in Neußerlichkeiten das einzige oder das wichtigste oder ein wichtiges oder ein unwichtiges oder ein versehltes Mittel in der Erziehung zur Selbstdisziplin? 2. Ist der Zwang überhaupt verwerslich oder nur welcher? 3. Welche Erziehungsmittel führen am sichersten zur Selbstdisziplin? 4. Ist vielleicht die Selbstdisziplin ein unerreichbares Ideal? 5. Wie steht es damit in unserer Armee?

II. Kriegsprophezeiungen, Zaubermittel und =formeln.

Neben meinen eigenen Erfahrungen im Militärdienst dienten mir als Quellen für diesen und die beiden solgenden Abschnitte hauptsächlich die Einsendungen schweizerischer Wehrmänner, die Dr. Hanns Bächtold in Basel zusammensgestellt hat unter dem Titel: "Aus Leben und Sprache des Schweizer Solsdaten" (4. und 5. start vermehrtes Taussend der "Boltstundlichen Mitteilungen aus dem Schweiz. Soldatenleben"). Wer tieser eindringen möchte in das Verständenis unseres Militärlebens, der greife zu diesen Schriften; nicht nur belehren wersden sie ihn, sondern auch unterhalten.

Rriegsprophezeiungen der verschiedensten Art und von neuen und alten Propheten hat man je und je in den Zeiztungen Iesen können — nachdem der Rrieg einmal da war. Bächtold nennt als solche Propheten den Philanthropen Giovanni Bosco (1815—1862), ein Mädzchen in Lörrach, eine alte Frau in Erschwil, eine Hellscherin in St. Gallen, eine Frau auf dem Rafzerfeld und den Bruder Niklaus von der Flüe, auf den sich eine große Zahl von Weissagungen berusen von ihm angesührt: das Erscheinen eines Rometen, häusiges Niederfallen von Mes

teorsteinen, ein doppelter Ring um den Mond, Stellung des Sternbildes Bär in der Nähe des Mondes, Nordlichter, außergewöhnlich roter Himmel, Rotfärbung des Murtensees, vorzeitiger Abzug der Zugvögel, Einzug fremder Bögel, Umzug der Störche von ihren gewöhnlichen Nestern auf Feldbäume, Rämpse zwischen Krähen und Habichten, Erscheinen des eigentlichen Kriegsvogels, des Seidenschwanzes. Diesser erschien im Winter 1913/14 auf dem Zuge aus seiner nordischen Heind dem Zuge aus seiner nordischen Henschengebenken nicht mehr war; er ist aber auch ein Bestverfünder.

Die Zauberei spielt in manchen Volkskreisen immer noch eine Rolle, und zwar nicht nur in der Provinz, sondern auch in Städten, die sich der Aufklärung rühmen, man denke an die Wahrsagerinnen in Zürich. Letthin las ich in einer Tageszeitung folgende Anzeige: "1 Horosson, gibt Aufschluß über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Charakter, Liebe, Heirat, Beruf usw. Während Kriegsduer zu 5 Fr. Geburtsdatum angeben. Prospekt gratis. E. Germann, Bahnspoltfach 420, Zürich."

Die Zaubermittel, zu denen auch die Schutbriefe gehören, sind Reste eines alten Glaubens, den man jetzt, da man über ihn hinaus ist oder zu sein meint, Aberglauben nennt. Er war aber auch einmal ein lebendiger Glaube, der im Volke Spuren hinterlassen hat. Welche Zaubermittel und sformeln von unsern Soldaten noch benütt werden, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Bei den Walliser Soldaten habe ich oft beobachtet, daß sie eine Art Amulette trugen. Leider unterließ ich es, mich darüber aufklären zu lassen. Ich vermutete aber irgend einen religiösen Grund und wollte es vermeiden, das religiöse Gefühl der Soldaten zu ver= legen. Von den vielen Zaubermitteln, die Bächtold nennt, greife ich eine An= aahl heraus:

Jum Schuhe des Lebens dienen folgende: Man trägt die Photographien lieber Angehöriger auf sich. In die linke obere Blusentasche schiebt man die Blechschachtel mit der Verbandpatrone. Viersblätteriger Klee oder drei Erbsen, die man in drei Kleidungsstücke verteilt und jeden

Tag wechselt, tun den Dienst auch. Man trägt Hasenpfoten bei sich.

Gegen Verwundung gibt es viele Schukmittel: Beifuk und Eisenkraut gräbt man, wenn die Sonne im Zeichen der Jungfrau steht, und trägt die Kräuter bei sich. Man ißt am Morgen nüchtern das Rraut Wegwartwurz. Als Schutz gegen das Gestochenwerden braucht man ein ziemlich umständliches Mittel: Man sticht einer jungen Rate die Augen aus, legt ihr zwei Bohnen in die Augenlöcher, begräbt das Tier lebendig, und die Bohnen, die dann wachsen, trägt man bei sich. Oder man gräbt am Auffahrtstag Totennessel= wurz, wäscht sie zuerst in fließendem Wasser und dann mit Wein und trägt sie bei sich. Man spricht Sammel + Arant + Samel + und macht nach jedem Wort mit blokem Schwert ein Kreuz auf die Erde.

Gegen feindliche Augeln ist man geschützt, wenn man durch Blitsschlag gesplittertes Pappelholz im Sack trägt. Legt man dieses Holz hinter die Scheibe, so trifft der Schütze nicht. Eine Gemsenwurz wird bei Neumond an einem Freitag vor Sonnenaufgang während des Aufsagens eines frommen Spruches ausgegraben, in roten Sammet gewickelt und mitgetragen.

Eine Menge Mittel und Zauberformeln wendet man an, um sich er zu Man schüttet Quecksilber treffen. in die Schuhe, man dreht die Patrone zwischen den Lippen herum, man faßt die Patrone mit zwei Fingern am hintern Ende und macht damit eine schnelle, heftige Bewegung gegen den Boden, man ritt Zeichen und Worte in die Rugeln, man braucht Glückskugeln, die in der Johannisnacht um Mitternacht unter allerlei Sprüchen gegossen wurden. man läßt die Rugeln segnen, d. h. mit Zauberformeln besprechen (ältere Jäger, Soldaten im Sonderbundsfrieg), man nimmt drei oder fünf junge Schwalben, verbrennt sie in einem neuen Topf zu Bulver und mischt dieses unter das andere. man macht das Gleiche mit einer Fleder= maus, die man aber nicht mit den Fingern, sondern nur mit einem Schnupftuch oder einem Lumpen anrühren, nur mit Silber totschlagen und nur zwischen zwei Ziegeln verbrennen darf.

Zauberformelnfür das sichere Tref= fen gibt es kurze und lange. In Moudon fand man in einem Heft aus den vier= ziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein ganzes Rezept über die Verwendung von Blut und Knochen als Pulverzusatz. Zu= dem mußte man drei Finger breit vor dem Korn zwischen Schaft und Lauf einen Zettel schieben mit den Wörtern: SATOR, AREBO, TENET, OBETA, ROTAS. Cin altes Buch gibt als Treffmittel folgende Wörter an: Arill ad goll gotzo. Auch fromme Sprüche sollen denselben Dienst tun. Es gibt auch Mittel und Sprüche, die Waffe des Gegners zu stellen, zu be= scheißen, und die eigene gestellte oder be= schissene wieder von dem Zauber zu lösen. (Bächtold S. 29).

Neben diesen wichtigsten Dingen, Schutz gegen Gefahr und Treff= sicherheit, hat der Arieger noch allerlei nötig, für das ihm die verschiedensten Mit= tel zur Verfügung stehen.

Vor allgemeinem Unheil schützt man sich, wenn man bestimmte Geldstücke oder gefundene Rupferstücke in der Westenstasche trägt.

Eine heimlich beisich getragene Fleder= maus schützt vor Schlaf.

Müde wird man nicht, wenn man Beifuß und Eisenkraut zu sich nimmt oder Schellkrautwurz unter den linken Fuß legt. Ist man Welscher, so schreibt man zum gleichen Zweck auf drei Zettel: Gaspard, Melchior, Balthazard.

Mut kriegt man, wenn man Schießpulver in den Wein mischt. Tatsächlich sollen im Oberland und im Emmental im Sommer 1914 viele Soldaten dieses Mittel in Menge geschluckt haben.

Gold soll die Gefahr anziehen. Der eine und der andere ließ deshalb seinen Ehering zu Hause. Auch Messer mit sieben Klingen und Kartenspiele sind gefährlich.

Wenn man trot allen Mitteln verswundet wird, so kann man die Gefahr durch Stellen des Blutes abwenden. Weiher Beifuh in weihem Wein gesotten, damit gewaschen und davon getrunken, ist dafür bewährt. Auch Sprüche, in denen von den Wunden Jesu die Rede ist, sollen helsen. (Bächtold S. 30).

Außer diesen Zaubermitteln sind so= genannte Schukbriefe sehr verbreitet.

Die einfachsten sind nur mit einer Reihe Buchstaben, Zahlen und Wörtern beschrieben, z. B. "ARZH" oder "X3PN Aligell". Zahlreiche Schuthriefe ent= halten als Zauberformel das sogenannte "Unser Vater", das aber gar nicht mit dem bekannten dristlichen Gebet übereinstimmt. Ein solcher Brief wurde von einer Deutschen, die in der Schweiz wohnt, mitgeteilt mit der Bemerkung: "Der Brief wurde lettes Jahr meinem Sohne zugeschickt, als er in den Krieg ging. Er ist bis heute durch allerlei Wunder und Zufälle vom Kriegsdienst verschont geblieben und bekleidet heute als Zweiundzwanzig= jähriger eine Staatsstelle im deutschen Reiche." Ein Schuthrief in französischer Sprache hat einem im Waadtland nieder= gelassenen Italiener in schwierigen und gefahrvollen Lebenslagen geholfen. (Bäch= told S. 22).

Ein 8 cm breiter und 310 cm langer Schuthrief aus Pergament wurde aus der Innerschweiz zum Verkauf angeboten. Er stammt aus dem Ende des 18. oder dem Anfang des 19. Jahrhunderts und enthält eine Reihe von Schutsformeln und auf der Rückseichen, die gegen alles Mögliche nützlich sind. Solche "Schutsstreisen" waren früher sehr häufig, sind aber auch jetzt wieder in Gebrauch.

Während des Krieges und auch schon vorher sind sog. "Rettenbriefe" recht häufig verbreitet worden. Es braucht dazu schreiblustige Leute; denn man muß den Brief neun Tage lang jeden Tag einmal abschreiben und ihn ohne Unterschrift an einen Bekannten senden. Am neunten Tage wird man den Lohn in Gestalt einer großen Freude empfangen. (Bächtold S. 25).

Es gibt auch eine Reihe Zauberformeln, die dem Feinde die Kraft nehmen, und durch einen ganz frommen Spruch kann man sogar seine Liebe erwerben. (Bächtold S. 27).

Von all dieser Zauberei ist im Leben des Soldaten fast nichts zu bemerken, wenigstens nicht für den Offizier, der gerade dann von der Mannschaft abgeschlossen ist, wenn vielleicht solche Sachen besprochen werden, ich meine während der freien Zeit und im Kantonnement.

Daß aber Bächtold diese Angaben aus Einsendungen schweizerischer Wehrmän= ner zusammenstellen konnte, ist mir ein Beweis, daß sich unsere Soldaten noch mit solchen geheimnisvollen Sachen beschäf= tigen. Wohl ist es nicht möglich, festzu= stellen, in welchem Maß dies geschieht; denn eigentlich sind es Glaubenssachen. die vor Nachforschung und aus Furcht vor Spott scheu im Innersten verborgen werden. Es ist deshalb immer unvorsichtig, wenn Vorgesetzte über solchen "Aberglauben" spotten. Noch schlimmer ist es na= türlich, wenn sie den gegenwärtig gül= tigen dristlichen Glauben zur Zielscheibe ihres Wițes wählen. Wohl werden sie als Lohn das Hohnlachen der Mehrzahl ihrer Untergebenen genießen, aber dafür an= dere, just die bessern, im Innersten ver= Ieken.

Nichts wurzelt so tief im Volksbewußt= sein, wie ein Glaube, und die Soldaten streifen mit dem Bürgerkleid diesen Volks= glauben nicht ab, sie nehmen ihn mit. Und ihn zu achten und zu schonen, ist Pflicht des Vorgesetten. Er hat nicht das Recht. niemand überhaupt hat das Recht, einen Glauben als falsch, als dumm, als über= wundenen Standpunkt zu bezeichnen, zu verspotten. Des Menschen Glaube ist sein himmelreich, ist ein Teil seines Ich. Der Mensch hat ein Recht auf einen Glauben, sei dieser nun nach dem Urteil der andern rückständig oder falsch oder gar kein Glaube. Auch der Soldat soll in seinem Glauben, in seiner persönlichen Ueber= zeugung und Freiheit nicht angetastet werden; denn dies ist nicht nur heiliges Volksgut, sondern auch göttlicher Eigen= besik.

Natürlich sind in frühern Zeiten solche Mittel, die man jett Zauberei, Aberglausben nennt, viel häufiger angewendet worden. Als Beispiel erinnere ich an die Erzählung von J. J. Romang, "Augelsest", in der sich allerdings das geheimnisvolle Schuhmittel des französischen Führers, der mit seiner Mannschaft in das Saanensland einfallen sollte, zuletzt als ein starker Panzer entpuppte, der wohl den Bleistugeln widerstand, aber nicht dem Spitzgeschoß, das eine Karstzinke lieferte. Aber die Saaner hatten sest geglaubt, der Franzose stehe mit dem Teufel im Bund.

Interessanter als die bloße Aufzählung all dieser Zaubereien usw. wäre ihre Deutung, doch muß ich dies dem Geschichtsforscher überlassen. Sier handelte es sich nur darum, zu zeigen, daß auch auf diesem Gebiete mehr geistiger Art sich Fäden sinden, die Volksleben und Militärleben enge miteinander verknüpfen.

III. Nahrung, Rleidung, Rörper= pflege.

Es ist im Militärdienst nicht immer leicht, den Küch enzett el zu machen, und es wird natürlich, so gut wie in den Haushaltungen, zur Zeit des Mangels und der Rationierungen immer schwieriger. Man darf dabei allerdings nicht zu sehr auf die Schimpfereien hören.

Das Schimpfen über das Essen ist zwar auch Bolksgut, aber nicht nur schweizgerisches. Bon den niedersten bis zu den höchsten Kreisen wird grob und sein über das Futter geschimpft, in den Familien sowohl wie in Pensionen, Anstalten und Hotels. Die Leibesnahrung spielt eben bei der Mehrzahl der Menschen die wichtigste Rolle im Leben, die meisten Gedanken hängen sich daran, und da ist es selbstwerständlich, daß sich auch die Kritik am einzgehendsten damit beschäftigt.

Warum sollen also die Soldaten nicht auch das Recht haben, über das Essen zu schimpfen? Dabei ist es natürlich die Pflicht derer, die für die Verpflegung zu sorgen haben, diese wenn irgend möglich den heimatlichen Gewohnheiten der Soldaten anzupassen. Die Bergbewohner ziehen Milch und Räse und auch Kartoffeln den Erzeugnissen des ebenen Landes, dem Obst und den feinern Gemüsen vor. Raffee und Rösti zum Nachtessen macht sie den harten Arbeitstag vergessen und weckt heimatliche, festliche Gefühle. Die Groß= zahl der Wehrmänner empfand auch die Herabsehung der Fleischportion und den Ersatz durch Räse, Trockengemüse, Kartoffeln, Mais usw. als Wohltat. Je mehr sich die Militärkost derjenigen des Volkes nähert, desto weniger wird sie Unlaß geben zu Gesundheitsstörungen und natürlich auch zu abfälliger Kritik.

Schwieriger wird die Betrachtung inbezug auf die geistigen Getränke.

Wenn das Schweizervolk jeden Tag mehr als eine Million Franken für Alkohol aus= gibt, so darf man wohl behaupten, diese Volksgewohnheit verdiene keinen Schut, im Gegenteil. Es wurde denn auch in der Armee das strifte Alkoholverbot während der Arbeitszeit durchgeführt. Aber auch dieses gut zu begründende, für Manns= zucht und Gesundheit wichtige Verbot, wird immer wieder umgangen, weil es eben als Zwang empfunden wird. Immerhin ist erreicht worden, daß der Alkoholgenuß unter den Soldaten bedeutend abgenommen hat, und was noch wichtiger ist: die Auffassung, daß die Uniform zum Vieltrinken und sich Berauschen berechtige und auffordere, diese Auffassung ist seit 1914 doch wohl aus der Armee verschwun= den. Ich erinnere mich noch gut, daß zu den frühern Wiederholungsfursen viele Soldaten betrunken einrückten. fommt doch jest nur mehr vereinzelt vor.

Auch im Volke hat sicher der Mäßig= keitsgedanke in den letten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, die natürlich auch im Militärdienst festzustellen sind. Die Meinung, erst das tüchtige Saufen mache den Bürger zum Soldaten, besteht wohl nur noch bei den jungen Leuten, die sich zur Rekrutierung stellen. Haben doch vor kurzem im Kanton Bern solche Blüten des Vaterlandes wegen öffentlichen Aer= gernisses bestraft werden mussen. Luftig geht es zwar an diesen Tagen fast überall zu. Weil aber ber Volkssitte gemäß zur Fröhlichkeit der Akohol gehört, artet diese häufig aus und bekommt einen bittern Nachaeschmack.

In jedem Ranton haben die Stellungspflichtigen ihre eigenen Gebräuche; aber trog den verschiedenen Bändern, Schleifen und Medaillen an Hüten und Kleidern, trot der besondern Art der Umzüge und Wagenfahrten endet der Tag doch immer in einer Wirtschaft, wo tüchtig getrunken und gebrüllt wird. An einigen Orten (Aargau) leisten die Behörden Beiträge an den Trunk. Im Unterwallis wird die Ehre, die große Fahne tragen zu dürfen, an den Meistbietenden verkauft, und aus dem Erlös werden Wagenfahrt und Ge= In solothurnischen Ge= tränke bezahlt. meinden muß jeder Untaugliche einen Doppelliter blechen (nach Bächtold).

Man könnte fragen, ob jest, da der Mäßigkeitsgedanke sich Bahn gebrochen hat, im Militärdienst der Zwang zur Enthaltsamkeit noch am Platist, ob die Volks= gewohnheit des Alkoholgenusses, die ohne Zweifel immer vom Uebel sein wird, nicht durch Belehrung und Aufklärung gründlicher bekämpft werden könnte als durch Zwang. Vielleicht sind unsere Soldaten doch so verständig, daß sie von der Schäd= lichkeit der geistigen Getränke überzeugt werden könnten, sodaß man es dann ruhig ihrem Urteil überlassen dürfte, welches Maß ihnen zuträglich ist und zu wel= cher Zeit sie es genießen wollen. Es könnte auch das Zusammenwirken von Belehrung und Zwang als das Beste angesehen werden. Der Demokrat wird aber bei jedem Zwang mißtrauisch, vermutet dann hinter der Belehrung eine Art Bauernfängerei, und es gelingt schwer, ihn zu überzeugen. Wirksamer als ein Verbot ist wohl das Beispiel der Vorge= setten. Ein Offizier, der sich selber streng vor jeder Unmäßigkeit hütet, wird sowohl durch Belehrung wie durch Zwang den Alkoholgenuß bei seinen Untergebenen auf das richtige Maß beschränken können. Er wird seiner Truppe gestatten dürfen, ausnahmsweise auch einmal während der Arbeitszeit ein Gläschen zu trinken, ohne dadurch der Disziplin zu schaden.

Im fernern wollen wir bei der Kleidung der Goldaten nach Volksgewohn= heiten forschen. Ich weiß nicht, ob es eine nur den Schweizern eigentümliche Gewohnheit ist, den Rock auszuziehen, sobald es ein wenig warm macht. Bei der Arbeit, beim Essen, beim gemütlichen Ausruhen ist es ihm am wohlsten in den bloken Hemdärmeln. Ein zugeknöpfter Rock ist ihm geradezu ein Greuel, überhaupt jede Beengung durch Rleidungsstücke.

Als Refrut hatte ich auf dem Schieß= plat Schreiberdienste zu verrichten. In meiner Bürgerunschuld glaubte ich dabei den Leibgurt mit den schweren Patronen= taschen entbehren zu können. Aus dem Tornister zog ich die Müge und sette sie auf statt dem drückenden Käppi mit dem engenden Sturmband. Da meinte der Instruktor zu mir, ich hätte auch bloß in den Badhosen erscheinen können.

Jeder Offizier wüßte zu erzählen von

dem Rampf gegen offene Knöpfe, schlecht= sitzende Käppi, Herumlaufen ohne Leibgurt, nicht geschlossene Kragen. In jedem Befehl über militärischen Anstand wird über unordentlich gekleidete Soldaten in Eisenbahnzügen geklagt. Ueber den einheitlichen Anzug bei den Reinigungsarbeiten mussen immer wieder Vorträge gehalten werden. Welche Mühe kostete es, bis man den Wallisern das Umbinden ihrer farbigen Nastücher um den Hals abgewöhnt hatte! Zum Lachen ist der Kampf gegen das Tragen von Westen. Auch an warmen Sommertagen erscheint diese praktische Hülle unter der Bluse. Aufklärungen von Aerzten und strenge Befehle nügen für den Augenblick, nach einiger Zeit wird eben wieder dieses liebe. heimatliche Kleidungsstück getragen. In das gleiche Rapitel gehören auch die unter dem Waffenrock hervor baumelnden Uhrenketten, das Umstülpen der Hosen, die schief oder hinten auf dem Kopf sigenden Mügen und Käppi, das Versenken der Hände in die Hosensäcke, die viel zu lose geschnallten Sturmbänder usw.

Nun zur Körperpflege! Da fällt mir zuerst jener Walliserrekrut ein, den ich in Chur dreimal nacheinander unter die Dusche schicken mußte, bevor seine natürliche Sautsarbe hervortrat.

Es darf mit Recht behauptet werden, daß der Militärdienst und besonders die lange Grenzbesethungszeit für Körperpflege und Reinlichkeit viel Gutes gewirkt hat. Welches Vorurteil herrschte z. B. früher gegen das Waschen der Füße! Alle möglichen Uebel sollte es verursachen. Und wie mancher, der ganze Abwaschungen des Körpers und Vollbäder kaum vom Hörensagen kannte, konnte nun im Winter das wohlige Priceln einer warmen Dusche genießen, konnte im Sommer täglich sein Luft= und Sonnenbad nehmen und in den Bächen und Flüssen des Jura wie im warmen Wasser der Tessiner Seen herumschwadern.

Sat hierin der Militärdienst die Volksgewohnheiten verbessert und ausgemerzt, so sind diese inbezug auf Krankheiten und Seilmittel wohl noch ziemlich unangetastet geblieben. Im Volke hält man eben noch gar viel auf allerlei Seilmittelchen, und erst wenn diese versagen, holt man den Arzt. Auch der Soldat hat zu den Militärärzten gewöhnlich nicht viel Vertrauen, häufig zieht ihn nur das bessere Lager und das Bedürfnis nach Ruhe ins Krankenzimmer; für sein Leiden wüßte er die bessern Mittelchen als der Arzt. Solcher gibt es eine Fülle. Nach Bächtold führe ich folgende an, die ihm von Soldaten mitgeteilt wurden. Man wird sofort erkennen, daß es meistens Bolksmittel und nicht Soldatenmittel sind.

Ein Universalmittel ist englischer Wunderbalsam. Gegen Erkältung widelt man einen getragenen Strumpf um den Hals oder legt Zeitungen auf die Brust. Ge= gen den Durst kaut man getrocknete Zwetschgen oder Brotkonserven. Suflat= tich im Räppi schützt gegen Sitschlag, eine weiße Zwiebel gegen Kopfweh. Knob= lauch in der Tasche wehrt der Ansteckung, der Cholera usw. Gegen Rheumatismen wird empfohlen, eine Kartoffel oder drei rohe Kastanien oder Farrenkräuter oder ein Stück Siegellack im Sack zu tragen. Ein Stück Schwefel in der Tasche schützt vor Wadenframpf. Rauchen hilft gegen Genichtarre. Herbstzeitlosen in den Socken verhindern die Entstehung von Sühner= augen, und das Einseifen der Soden schükt gegen Blattern. Den "Wolf" füttert man mit Nußbaumblättern, Talg, fettem Spaß und Gewehrfett. Quecfilber in den Hosen schützt vor Ungeziefer. Als Mittel gegen Seitenstechen wird empfohlen, sich dreimal nach der Seite hin zu bücken, die unter dem Stechen leidet. Dabei muß man einen Stein aufheben und ihn wieder genau an den gleichen Ort zurücklegen. Dieses Mittel habe ich als Knabe selbst unzähligemal probiert, nur bestand damals die Vorschrift, man müsse dreimal unter den Stein spucken.

Im allgemeinen wird man behaupten dürfen, daß Nahrung, Aleidung und Körperpflege durch den Militärdienstin gutem Sinn beeinflußt wurden. Es wäre interessant, noch zu untersuchen, wie der Aufenthalt in andern Landesgegenden auf die Gewohnheiten der Soldaten einwirkte und ob das im Militärdienst Gelernte und Angenommene auch im Volksleben beisbehalten wurde; dies muß ich aber dem Leser zum Nachdenken und Beobachten überlassen.